

Erinnerungen eines Hundertjährigen.

---

Missionskörperschaften erlesen, und sind dabei wir Katholiken durch Rev. P. Franz Mayr, einem Oesterreicher, und unsern Schulregens, P. Thomas Neuschwanger, vertreten.

### In kindlichem Eifer.

Von Rev. P. Erasmus Hörner.

St. Michael. — Es war im März oder April 1901; Rev. P. Jvo Hohmann war seit November 1900 in Neuköln, ich selbst in meinem lieben, unvergeßlichen St. Peter, von wo ich des öfteren behufs seelsorgerlicher Aushilfe nach Neuköln kam. Eines Tages erzählte mir Schwester Innozentia, die dortige Lehrerin, folgendes Meisterstücklein dreier ihrer Schuljungen, das allerdings auch seine ernste Seite hat:

Die Kinder hatten im Religionsunterricht gehört, daß im Notfalle jedermann taufen könne. Desgleichen kannten sie das Wort des Herrn: „Wer glaubt und sich taufen läßt, wird selig werden.“ Mark. 16, 16, und daraus zogen sie die einfache Schlussfolgerung, im Notfalle müsse man jeden Menschen taufen. Daß beim Erwachsenen auch das Verlangen nach der Taufe, sowie Reue über die begangenen Sünden ufm. erfordert werde, übersehen sie in ihrem Eifer ganz.

Nun wurde eine Verwandte des kleinen Petrus, ein heidnisches Mädchen von etwa 13 bis 14 Jahren, das nur 5 Minuten von der Station entfernt wohnte, schwer krank. Petrus wußte, der Vater würde die Taufe um keinen Preis gestatten, die kranke Schwester aber um ihre Einwilligung zu fragen, fiel ihm gar nicht ein. Er kalkulierte einfach so: Meine Schwester ist schwer krank und muß vielleicht bald sterben. Stirbt sie ohne Taufe, so kommt sie nicht in den Himmel. Sie muß aber in den Himmel kommen und daher muß ich trachten, sie schnellstens zu taufen.

Er weckte noch zwei andere Schuljungen in das Geheimnis ein und begab sich mit ihnen zur Hütte der Kranken. Hier schickte er unter irgend einem Vorwand alle Insassen hinaus, stellte den einen Knaben als Wächter ans Schlupfloch, denn Türe kann man da nicht sagen, befahl dem zweiten, das Mädchen fest zu halten, während er selbst, ohne viel Federlesens zu machen, über deren Kopf Wasser abgoß mit den Worten: Nakubatiza ka zina ja Tate na ja Newana na ja Mpeho mncashiki, ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. —

Das erschrockene Mädchen war ob des plötzlichen Ueberfalls einfach sprachlos, bis sie aber wieder recht zur Besinnung kam, waren die drei Apostel schon über alle Berge und erzählten in der Schule triumphierend ihre Heldentat. Die Freude des erstaunten Missionärs und der Lehrerin war natürlich weniger groß. Da gab es Aufklärungen über Aufklärungen und die drei Helden machten nun lange Gesichter. — Das eine Gute hat jedoch die Sache gehabt: der betreffende Punkt im Katechismus wurde fortan viel gründlicher und ausführlicher behandelt, als zuvor. Ich selbst aber hatte im stillen meine herzliche Freude an den wackern, eifrigen Jungen, und ihre überstürzte Tat kommt mir sogar hier, in Natal, noch oft in den Sinn.

Und das kranke Mädchen? Nun dieses war innerhalb zwei Wochen wieder gesund, lief noch eine Weile als Heidin herum und kam später doch noch zum wahren Glauben und zur rechten, gilligen Taufe.

### Erinnerungen eines Hundertjährigen.

(Fortsetzung.) Von Schw. Engelberta.

Heute fand ich unsern guten Alten mit einem lästigen Husten belastet. Er hatte sich während der Nacht eine Erkältung zugezogen, was übrigens bei der armseligen Lagerstätte, auf der er ruht, leicht erklärlich ist. Trotz der gegenwärtig herrschenden Kälte bedient er sich nämlich nur einer einfachen Binsennatte, die er auf dem nackten Boden ausbreitet; das mehrerwähnte hölzerne Gestell, das er mir bei meinen Besuchen als Sitz anbietet, ist sein Kopfpolster und eine alte, abgetragene Decke, in die er sich einwickelt, sein Bett. Von einem Strohjack und weicherem Kopfpolster will er auch in seinen alten Tagen nichts wissen. Es sind das in seinen Augen höchst überflüssige Neuerungen, mit denen er sich durchaus nicht mehr befreunden kann. Seinen umkuhlane (Husten) achtete er für nichts. So was, meinte er, habe er schon oft gehabt und sei trotzdem so uralt geworden; das werde bald wieder vorübergehen. Damit begann er die Fortsetzung seiner Erzählung.

„Inkosazana, ich habe dir nun schon vieles aus meinem Leben erzählt, aber noch nichts von meinen Träumen. Yizwa kahle, höre also: Träume hatte ich zwar viele, und die meisten hatten wohl nichts weiteres zu bedeuten; zwei derselben sind mir aber unvergeßlich geblieben fürs ganze Leben. Beim ersten Traume war ich noch ein Knabe, und es war mir, als sehe ich einen mächtigen Löwen. Der ging auf mich zu, nahm meine beiden Arme in sein großes Maul und zog mich mit sich fort. Er tat mir nichts zuleide, sondern blieb vielmehr wie ein treuer Hund an meiner Seite. — Mein Vater, dem ich den Traum erzählte, meinte, das bedeute Glück. Vielleicht war es ein Bild von dem besonderen Schutze Gottes, dessen ich mich in allen Gefahren, besonders aber auf meinen gefährlichen Jagden, zu erfreuen hatte.

Das zweitemal stand ich in den Jünglingsjahren, — es war gerade um die Zeit, da ich mich in den vollen Strudel der heidnischen Gebräuche und lärmenden Festlichkeiten hineinstürzt hatte —, da träumte mir so klar und lebhaft, daß bis heute die Erinnerung daran in mir fortlebt, folgendes: Es war mir, als sei ich in einer fremden, mir gänzlich unbekannten Gegend. Das Land war uneben, voll von Hügeln und Bergen, dazwischen mit einzelnen Wäldchen und steinigten Bergkuppen besetzt. Zur Rechten aber ragte ein hoher, an der Westseite mit dichtem Urwald bedeckter Berg empor, der in einer mehrfach gezackten Mauerkrone endigte, und tief unten im Tale rauschte über Felsen und wildes Gestein in mannigfachen Krümmungen ein ansehnlicher Fluß. Die Gegend war ziemlich bevölkert, und es war mir, als höre ich fröhliche Kinderstimmen und lautes Hundegebell. Mitten in der schönen, friedlichen Landschaft aber stand eine Kirche. Sie war ganz eigener Art, nicht so, wie ich deren schon viele bei den Protestanten gesehen hatte. Es zog mich mit heiliger Gewalt hinein; drinnen sah ich viele Leute, namentlich aber wunderte ich mich über viele schwarze Kinder, die gar still und fromm dafnieten und mit schön gefalteten Händen beteten. Vorne aber stand ein Weißer in langem, weißem Gewande; er betete auch und machte dabei allerlei Verbeugungen und Wendungen und zuweilen sang er mit lauter, kräftiger Stimme. . . . Da ward mir gar eigentümlich zu Mute. Die Kirche und die ganze Gegend gefiel mir ungemein

und ich wäre am liebsten für immer dageblieben. — Plötzlich wachte ich auf; das ganze war nur ein Traum, doch die Sehnsucht und das Verlangen nach dem Geschehen blieb mir fortan für immer. Damals wußte ich nicht, was das Gesicht zu bedeuten habe, später aber ist es mir mit einem Schlage klar geworden. Doch davon später; zunächst will ich in meiner Lebensgeschichte fortfahren.

Wie schon mehrmals erwähnt, gehörte ich stets zum Gefolge des Königs Matshimane; auch später, als mein Vater schon tot war, saß ich regelmäßig mit den übrigen Indimas im Räte. Nun traf es sich, daß der König schnell hinwegstarb. Man wußte eigentlich keine bestimmte Ursache seines so raschen Todes, viele aber vermuteten, man habe ihm heimlich Gift in sein Bier getan; kurz er starb, und nun entstand unter zweien seiner Söhne und deren Anhang ein großer Streit bezüglich der Thronfolge. Matshimane hatte nämlich zwei erwachsene Söhne, fast gleichen Alters; beide waren schöne, hochgewachsene Männer, klug und tapfer, und sehr beliebt beim Volk. Nun wollte aber jeder von ihnen König sein, und, was das Schlimmste war, jeder hatte einen bedeutenden Anhang. Die Sache war so:

Mancinci war der Erstgeborne des ersten Großweibes des Königs; allein die Mutter war bald nach seiner Geburt gestorben und bei vielen im Volke ganz in Vergessenheit gekommen. Nach ihrem Tod hatte der König ein anderes seiner vielen Weiber als Inkosikazi (Großweib) erklärt, und diese war die Mutter Tshitis, des zweiten Thronkandidaten. Dieses Weib lebte noch und tat nun beim Volk alles mögliche, ihrem Sohn die Nachfolge zu sichern.

Die Sache kam vor das englische Gericht. Somse berief ein großes Inhlango, und da sollte nun der Streit entschieden werden. Nachdem lange und heftig hin- und hergesprachen war, rief mich Somse vor sich und befahl mir, im Angesicht des ganzen Volkes frei und offen, der reinen Wahrheit gemäß, alles zu sagen, was ich in der Sache wußte. Das tat ich denn auch in der unerschrockensten Weise, denn für mich war die Frage vom Anfange an völlig klar gewesen. Während ich sprach, war es mäuschenstille ringsum, und sowohl die Männer des Tshiti wie die Anhänger und Freunde Mancincis hörten mir aufmerksam zu. — Nachdem ich geendet, forderte der weiße Richter die Anwesenden auf, mich zu widerlegen, falls ich die Unwahrheit gesagt. Niemand rührte sich. Somse aber erklärte nun feierlich Mancinci als einzigen rechtmäßigen König und forderte seine Anerkennung. Damit schloß die Versammlung.

Unter hellem Jubel zogen die Anhänger Mancincis heim und priesen laut meinen Namen, die Gegenpartei aber folgte mit finsternen Mienen, die mich Böses ahnen ließen. Bald flüsternte man mir auch zu, ich möchte auf der Hut sein, soll bei fremden Leuten nichts zu essen und zu trinken annehmen, nicht einmal aus einer fremden Dose schnupfen, denn Tshitis' Freunde stellten mir nach dem Leben. Anfangs gab ich nicht viel auf dieses Gerede, doch benahm ich mich mit großer Vorsicht. Da hörte eines Tages das achtfährige Töchterchen meines Bruders durch Zufall, wie man damit umgehe, die Quelle zu vergiften, aus der wir unser Trint- und Kochwasser zu holen pflegten. Einen ähnlichen Plan hatte man gegen Mancinci und seine Leute . . .

Das war mir zu viel. Ich hatte nun die Geschichte satt, und beschloß, mit meiner ganzen Familie den Ort — wir wohnten damals im Umlazi-Tal, nicht gar weit vom Meere — zu verlassen und mehr im Innern einen passenden Wohnplatz zu suchen. Mancinci selbst wollte mit uns gehen und sandte daher mich und den schon erwachsenen Sohn meines Bruders Ndiane aus, einen großen Platz auszukundschaften, denn wir waren zahlreiche Familien und besaßen große Viehherden. Wir machten uns also auf die Suche und kamen nach langem Wandern hieher in die Gegend des Umzimkulu, wo damals König Umgundane lebte, der uns freundlich aufnahm und uns ein hinreichend großes Stück Land überließ, auf dem wir uns niederlassen konnten. Doch wie erstaunte ich, als ich in der Gegend plötzlich das Land wieder erkannte, das ich als Jüngling so klar im Traume gesehen! Da fand ich alles wieder: das hügelige, wellenförmige Land mit seinen Halben, Schluchten und Wäldern, den großen Berg mit dem Urwald auf der einen Seite und der gewaltigen Mauerkrone auf der Spitze, unten im Tale den großen, rauschenden Fluß . . . nur Eines vermischte ich; die Kirche; doch auch sie sollte ich noch zu sehen bekommen, allerdings erst mehrere Jahre später.

Voll Rührung pries ich in meinem Herzen die Geister meiner Väter und sprach zu meinem Knecht: „Hier wollen wir unsere Kraale bauen, denn diesen Platz habe ich schon vor vielen Jahren im Geiste geschaunt!“ — Wir kehrten zurück, nahmen kurzen Abschied von den wenigen, die uns noch gut gesinnt waren, und zogen sodann mit unsern Weibern und Kindern und all' unserm Hab und Gut hieher an den Umhlabeni-Berg in der Nähe des Umzimkulu.

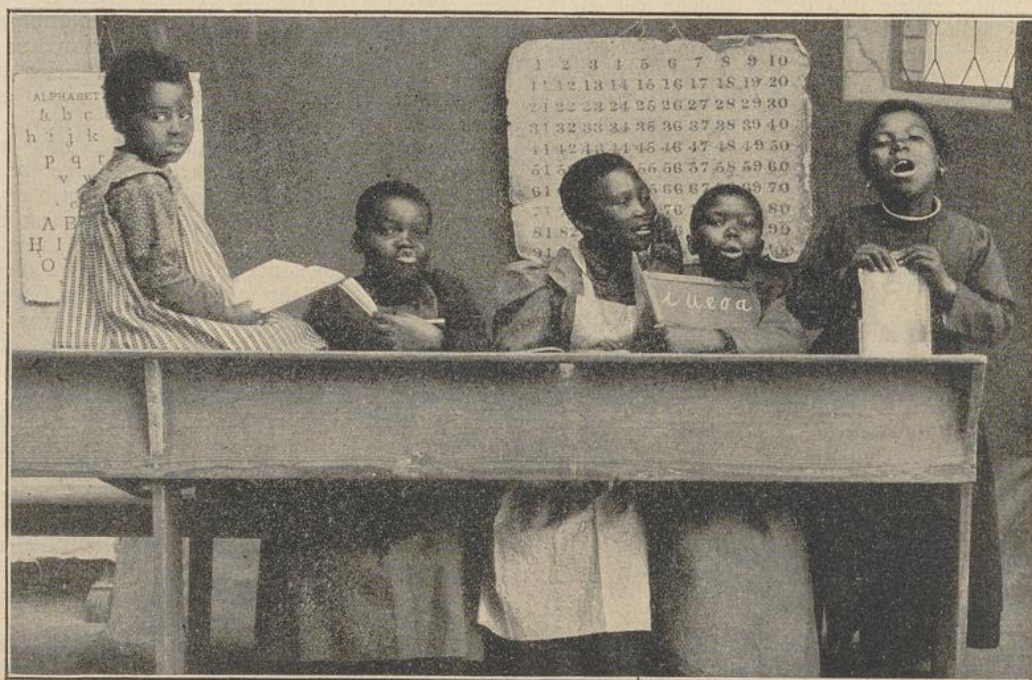
Inkosazana, ich muß hier etwas aus meinem Leben nachtragen. Ich habe dir schon oft gestanden, daß ich viele, viele Jahre ein hartnäckiger Heide war, noch nie aber habe ich dir von meinem besten Freunde erzählt, obschon gerade er es war, der mich um jeden Preis fürs Christentum gewinnen wollte. Dieser, mein Freund hieß Nembula, nach der Taufe nannte man ihn Tom; er war gleichen Alters mit mir und wir liebten einander wie zwei Brüder. Und doch, welch' ein Gegensatz herrschte zwischen uns beiden! Er war der Sohn eines umkundisi (Lehrers), besuchte die wesleyanische Schule und war von Jugend auf bekleidet. Er hatte mehrere schwarze Anzüge, trug eine weiße Kravatte und einen zierlichen Spazierstock; ich aber lief in der bloßen umutsha (Lendenschürze) neben ihm her, trug Schild und Affagat, und war und blieb der reinste Heide. Sonst aber stimmten unsere Gesinnungen in merkwürdiger Weise überein.

Auch seine Lehrer (Weiße) bemühten sich, mich in die Schule zu locken, denn sie sahen, daß ich klug und talentiert war; umsonst, ich fühlte in meinem Innern nicht den geringsten Drang für diese neuen, europäischen Sachen. Nembula zwang mich schließlich, etwas Lesen zu lernen. Ein paar Wochen ging ich auch in seine Schule, aber ich kam unbekleidet, so wie ich immer ging, d. h. in der bloßen umutsha. Dabei blieb aber unsere Freundschaft fest und unverändert bis ins späte Mannesalter. Als ich mich verheiratete und einen eigenen Kraal baute, tat auch er es, aber in ganz anderer Weise. Er nahm nur ein Weib, baute sich ein schönes Haus mit Türen und Fenstern, und wurde mit der Zeit ein hochangesehener, selbst vor den Weißen respektierter Mann. Er hatte eine Zuckerfabrik, wurde sehr reich und ließ seine Söhne und

Töchter zu Lehrern und Lehrerinnen erziehen. Sein ältester Sohn studierte sogar in England Medizin und wurde später dahier von der englischen Regierung als praktischer Arzt angestellt. Du kennst ja unsere Laurentia, die schwarze Lehrerin, die ebenfalls Englisch spricht und schon als halberwachsenes Mädchen in der Schule stand; sie ist die Tochter meines Freundes Nembula. Die Knaben des Doktors aber, der leider allzu früh starb, sind in eurer Missionschule.

Eines Tages aber sprach zu mir Nembula, der damals schon ziemlich auf Jahren war, folgende höchst merkwürdige Worte, die später wesentlich zu meiner Belehrung beitrugen: „Duma“, sagte er, „ich habe viele Bücher gelesen, und habe oft und oft nachgedacht über den wahren Glauben. Du weißt, ich bin Christ; allein es gibt bei uns verschiedene Bekenntnisse, die ich dir

liebevoll ihn der liebe Gott nach so langer Wanderung in der Schoß der heiligen katholischen Kirche geführt. Zuletzt rannen zwei große Tränen über seine runzligen Wangen, die er altafrikanischer Gewohnheit gemäß, mit seinem beinernen Schnupföffelchen auffing und in die Luft warf. — „Inkojazana“, begann er nach einer Weile, „weißt du, was meinen alten Augen diese Tränen entlockt? Es ist der Gedanke an die unendliche Güte und Erbarmung Gottes, die mich so wunderbare Wege geführt und mich in meinen alten Tagen noch die Wahrheit erkennen ließ. Nembula aber, mein edler, treuer Freund, mußte sterben, ohne dieses Glückes ganz und voll teilhaftig geworden zu sein. Er starb als Protestant; doch, wie ich heute die Sache ansehe, so war er dem Herzen und der Gesinnung nach Katholik, und seine Kinder und Kindeskinde sind nun der über-



Die fünf Vokale.

unmöglich alle beschreiben kann, weil du mich als Heide doch nicht verstehen würdest. Nur das Eine sage ich dir, daß mir darunter namentlich eine ibandhla (Gesellschaft) aufgefallen ist, und das ist die ibandhla lama-Roma (katholische Kirche). Diese ist groß und mächtig, und ich sage dir, wenn ich Gelegenheit hätte, einen ihrer Missionäre zu treffen, ich würde ihr sofort beitreten, denn sie ist im Besitze der Wahrheit. . . . Duma, du hast dich bisher stets geweigert, ein Christ zu werden; dein Herz blieb trotz all meines Zuredens kalt, jetzt aber sage ich dir: sollten einmal Missionäre jener ibandhla lama-Roma ins Land kommen, dann, Freund, zögere nicht länger, geh' zu ihnen, öffne der Wahrheit dein Herz und werde ihr Jünger!“ — So sagte damals Nembula, mein treuer Freund; ich aber verschloß die Rede in meinem Herzen und dachte im stillen oft darüber nach.

Der gute Alte war tief ergriffen. Es stiegen alte Erinnerungen in ihm auf, er erkannte neuerdings, wie wahr damals sein Freund gesprochen, und wie

wiegenden Mehrzahl nach alle Mitglieder der Einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche.“

Hier verabschiedete ich mich rasch. Leonhard begann zu husten und wickelte sich fröstelnd in seine Decke. „Lebe wohl, guter Großvater, morgen, so Gott will, werde ich dich wieder besuchen!“

(Fortsetzung folgt.)

### Das Ernteleben in Südafrika.

Von Dr. Maximilian Fröhlich.

Reichenau. — „Erntezeit“, wie viel herrliche Erinnerungen ruft doch dieses eine Wort in meiner Seele wach! War es mir doch draußen, in der lieben Heimat, jedesmal eine wahre Herzenslust, wenn alljährlich die Ernte kam. Schon beim ersten Morgengrauen wurde es da lebendig im ganzen Dorfe, aus allen Höfen erklang das Dengeln der Sicheln und Sensen, und bald darauf zogen die Schnitter unter Singen und Jauchzen hinaus in die reifen, wogenden Getreidefelder. Später, sobald die Sonne etwas höher am